

# Kazimierz Brakoniecki

## MEIN OLSZTYN

1

Als ich im Herbst 1971 im Begriff stand, Olsztyn (Allenstein)<sup>1</sup> zu verlassen, dachte ich weder darüber nach, wo ich nach Beendigung meines Warschauer Universitätsstudiums wohnen, noch ob und wozu ich in meine Heimatstadt zurückkehren sollte. Für mich stand völlig im Vordergrund, Polonistik zu studieren, denn ich hatte begonnen, Gedichte zu schreiben, und eine romantische Liebe zur Literatur gefasst. Als ich im Sommer 1976 zurückkam, um in der Wohnung meiner Eltern (nicht etwa »zu Hause«!) meinen größten Schatz zu deponieren – meine Büchersammlung, die ich mir während des Studiums durch echte Askese erkaufte –, hatte ich nur eines im Sinn: weiter auf der Suche nach einem »spirituellen Ort« in Polen umherzuziehen. Warschau verwarf ich mit Bedacht, ganz bewusst, obwohl meine Mutter sich kurz vor dem Krieg dort niedergelassen hatte. (Ihr Elternhaus, das am Rande des Flughafens Okęcie stand, wurde im Morgengrauen des 1. September 1939 von einer deutschen Bombe zerstört.) Ich wollte das wirkliche Leben kennenlernen, wollte Schreiben und Leben zu einer Einheit verbinden. Ich verspürte ein nebelhaftes Bedürfnis nach Stigmatisierung durch mein Anderssein, als politischer Outsider und poetischer Schamane. Der kommunistische Staat widerte mich an, in ihm gab es keine attraktive Zukunft für mich, doch ich hatte mich damit abgefunden, dass ich keine oder wenigstens keine gewichtige Rolle spielen würde und nicht in der Lage war, irgendetwas zum Besseren zu ändern. Ein Leben im Privaten, Zurückgezogenheit, Wirken am Rande des Zulässigen: Das war es, was mich erwartete. Mein poetisches Programm bestand aus einer typischen Vivisektion der Welt der inneren Erlebnisse (»die rote Verzweiflung der Jugend«) sowie – im wirklichen Leben – daraus, Nischen zum Überleben zu suchen, ohne mich völlig den Regeln der verlogenen offiziellen Welt unterzuordnen. Ein Jahr lang wohnte ich in Zakopane bei dem Góralendichter Stanisław Gąsienica-Byrcyn, dann in einem verlassenem und zum Abriss bestimmten Haus in Krakau und schließlich in Wrocław (Breslau), wo ich in dem an der Oder gelegenen Stadtteil Osobowice ein Zimmer mietete. Dort hätte ich mich wahrscheinlich auf Dauer niedergelassen, denn ich fand eine bescheidene Arbeit in der Ossolineum-Bibliothek, und die Stadt selbst mit ihrer multikulturellen Geschichte faszinierte mich – doch dann geschah es, dass die Armee, genauer: die dortige Reserveoffiziersschule für Universitätsabsolventen, sich an mich erinnerte. Glücklicherweise

1 Die Namen größerer ehemals zu Deutschland gehörender Orte werden beim ersten Vorkommen in der polnischen Form angegeben; die deutsche wird in Klammern hinzugefügt und bei weiteren Erwähnungen der betreffenden Stadt alleine verwendet. Ausnahmen sind Stellen, an denen der Autor den polnischen Namen »Olsztyn« dem deutschen »Allenstein« gegenüberstellt: In diesen Fällen wurde der polnische Name beibehalten, der deutsche erscheint kursiv [alle Anm. vom Übers.].

se hatte ich als pragmatischer Pazifist und neurotischer Antikommunist eine solche Eventualität vorausgesehen und wurde nach einiger Zeit dank »gelber Papiere« (wie man damals sagte) von der Volksarmee zurückgestellt (ich hatte mich vor meiner patriotischen Pflicht für einige Wochen in eine psychiatrische Klinik geflüchtet). Doch nach diesem Ereignis konnte ich Breslau einfach kein unschuldig und reines Gefühl mehr entgegenbringen. Als meine Frau ihr Studium in Krakau beendet hatte, beschlossen wir daher, in meiner Heimatstadt im Norden Wurzeln zu schlagen; umso mehr, als wir ein Kind erwarteten und keinerlei Aussicht auf eine Wohnung hatten. So begann im September 1977 mein zweiter Lebensabschnitt in Allenstein, der für mein Schicksal als Mensch, Dichter, Vater und Ehemann von entscheidender Bedeutung war. Die Lebensnotwendigkeit hatte mich zur Rückkehr in die Stadt meiner Kindheit und frühen Jugend gezwungen, doch diese Rückkehr erwies sich – trotz eines heftigen negativen Anfangschocks – mit der Zeit als außerordentlich lehrreich und war gekennzeichnet durch vielfältige innere wie äußere Ereignisse dramatischer Art. Dass ich letztlich zu einer positiven Einschätzung des Geschehenen gelangt bin, ist durch eine historische Erfahrung bedingt: den unerwarteten Zusammenbruch des kommunistischen Systems. Wäre es anders gekommen – ich denke, ich hätte mein Leben verpfuscht, Olsztyn wäre einfach ein großes provinzielles Sklavenkaff gewesen, ein Punkt auf der Landkarte eines gemächlich verfallenden autoritären Ostblockstaates, alles verschlingende Langeweile, Apathie und katholisch-kommunistische(!) Engstirnigkeit; in der Vergangenheit wiederum: die provinzielle preußisch-deutsche Garnisons- und Beamtenstadt *Alenstein*, die zu Beginn des 20. Jahrhunderts mit Mühe den Status einer Regierungsbezirkshauptstadt (ohne das geringste künstlerisch-kulturelle Eigenleben) erlangt hatte.

## 2

Nach Allenstein, in meine Heimatstadt? Was bedeutet das in dem von Deutschen und Russen zerstörten, durch Stalins, Roosevelts und Churchills Potsdamer Entscheidung von 1945 nach Westen verschobenen Nachkriegspolen? Ich bin am 12. Dezember 1952 im Ermland geboren, als Kind von Eltern, die sich wahrscheinlich nie getroffen hätten, wenn nicht die Folgen des Zweiten Weltkriegs gewesen wären, den das nach militärischen Eroberungen begierige Dritte Reich angezettelt hatte: der Verlust der Gebiete im Osten, die großen – meist erzwungenen – Wanderungsbewegungen der Bevölkerung, die Brutalisierung des täglichen Lebens, die soziale Depression, der Ruin des Landes, der Sieg des kommunistischen Systems. Ich gehöre der ersten Generation an, die nach dem Krieg in den ehemals deutschen oder umstrittenen deutsch-polnischen West- und Nordgebieten geboren wurde. (Eigentlich war die Geschichte dieser Gebiete weitaus komplizierter und beschränkte sich nicht ausschließlich auf die Zugehörigkeit zu Deutschland oder Polen, doch wer interessierte sich im Zeitalter der Propaganda und Geschichtspolitik schon für solche Details?) Diese Gegenden wurden in der Volksrepublik Polen mit stolzem Pathos als »die wiedergewonnenen Piastenlande, die nach Jahren der Unfreiheit zum Mutterland zurückgekehrt sind«, bezeichnet; zur deutschen Zeit wiederum sprach man von einer »ewigen germanischen Präsenz im Osten«. Ich gehöre zu einer Generation, welche noch von Lehrern unterrichtet wurde, die ihre Aus-

bildung im demokratischen Vorkriegspolen erhalten hatten: in einem Polen, das von miteinander verbündeten Verbrechern, Hitlers Drittem Reich und der stalinistischen Sowjetunion, hinterhältig angegriffen worden war, das – wie alle Erwachsenen einhellig behaupteten – der Westen verraten hatte, indem er es den Sowjets zur Unterjochung überließ. Zu einer Generation, die ganz im sozialistischen System erzogen wurde, aber doch auch (wenigstens trifft das für den größten Teil zu) in der katholischen und patriotischen Tradition. Zu einer Generation, die man Jahre später als Jalta-Generation bezeichnen sollte, denn während eines Treffens der Alliierten im Februar 1945 wurde in dieser Krimstadt die Entscheidung getroffen, die polnischen Grenzen zu ändern und sie auf Kosten der besiegten Deutschen – und auch auf Kosten der Polen, die gezwungen wurden, die »Kresy« genannten Gebiete im Osten zu verlassen – nach Westen zu verschieben. Zu einer Generation, welche die offizielle und die private Geschichte entdeckte, die an Verletzungen reiche Erinnerung der eigenen Familie sowie die gültige ideologische Interpretation des Geschichtsprozesses, der mit dem Sieg des sozialistischen Lagers über den militaristischen Kapitalismus und Faschismus endete. Zu einer Generation, die es gelernt hatte, in zwei verschiedenen, geradezu schizophrenen Welten zu leben: der offiziellen (optimistischen) und der (tragischen) privaten.

Die Jalta-Generation machte sich im Laufe der Zeit klar, dass ihre staatliche und nationale Heimat zwar nicht die beste aller Welten war, doch dass ihr Geburtsort ebenso sehr ihnen gehörte wie der großen Heimat namens Volksrepublik Polen. Denn paradoxer- und merkwürdigerweise macht die neue, (von den Alliierten »aufgezwungene«) westliche Lage des Landes es der nach dem Krieg in den eroberten, ihren Eltern fremden Gebieten geborenen Generation leichter, ein historisches, politisches und gesellschaftliches Bewusstsein zu entwickeln. Vielleicht ist es daher gerade in Gdańsk (Danzig) und Szczecin (Stettin), und nicht in Warschau, zum Zusammenbruch des sozialistischen Regimes und zur Entstehung der »Solidarność« gekommen. Im Norden, der »ehemals deutsch«, »baltisch« oder »westeuropäischer« war, hat eine Vermischung von Bevölkerungen, Traditionen und Generationen stattgefunden, hier prallten Menschenmassen in traumatisierender Weise auf verschiedenartige historische sowie architektonisch-landschaftliche Reize. Doch um die zusammengewürfelten und atomisierten Menschen in eine neue Gemeinschaft zu verwandeln, musste es noch zu einer außergewöhnlichen Verkettung von Ereignissen kommen. Ich denke etwa an die sozialen Proteste an der Küste im Dezember 1970 und im August 1980. Darüber hinaus musste die polnische Tradition der romantischen Intelligenzija (adelige und bürgerliche Bildungsschicht) mit ihrem Ethos des Dienstes an der Nation und ihrer Tradition des Gesellschaftsprotestes sowie der Basisarbeit an der europäischen und Nationalkultur hier eine stärkere Wirkung entfalten als anderswo. Als Repräsentanten dieser unabhängigen Tradition erwiesen sich vor allem die Vertreter der übrig gebliebenen Intelligenzija aus den Kresy (aus Wilna und Lwów [Lemberg]), die sich im Großraum Danzig und in Breslau niedergelassen hatten. Das Allenstein der Nachkriegszeit wurde vor allem von Bauern und Kleinbürgern aus ganz kleinen ost- und zentralpolnischen Städten besiedelt. Intelligenzija aus den Kresy gab es hier in der Tat kaum. Es war das nahe gelegene Toruń (Thorn), das die restliche wissenschaftliche und kulturelle Elite aufnahm, indem es eine neue Hochschule auf der Basis der von den Sowjets aufgelösten Wilnaer Stefan-Batory-Universität

gründete. Daher galt Allenstein als gehorsame, konservative, erst noch aufstrebende Stadt, in der die Machthaber mit starker Hand das folgsame und schlecht ausgebildete »arbeitende Volk von Stadt und Land« und die eilig ausgebildete Neuintelligenzija der ersten Generation im Zaum hielten. Überhaupt verstanden es die Kommunisten ausgezeichnet, die Gesellschaft zu atomisieren; dabei mussten sie der uneinheitlichen Gesellschaft der Nordgebiete doch eine besonders kräftige Dosis patriotischer Identität (»Wir waren hier, sind hier, werden hier sein!«) sowie kollektiver Zugehörigkeit anbieten. Dieser Druck aus zwei entgegengesetzten Richtungen – Zerschlagung der Gemeinschaft bei deren gleichzeitiger Zementierung, um ein entsprechend folgsames soziales Gefüge zu erhalten – hatte verschiedene gesellschaftliche und kulturelle Prozesse zur Folge. In Allenstein kam es, im Gegensatz etwa zu Gorzów (Landsberg an der Warthe) oder Koszalin (Köslin), nach dem Fall der stalinistischen Herrschaft im Jahre 1956 (dem sogenannten polnischen Oktober) zu einer, für die damalige Zeit und die damaligen Verhältnisse, authentischen Belebung gemeinschaftlicher Aktivitäten der örtlichen Intelligenzija, die gerade einen mühsamen Geburtsprozess durchmachte. Diese Elite bezog sich u.a. auf das aus dem 15. bis 18. Jahrhundert stammende katholische und polnische Erbe des Ermlands, auf die Errungenschaften der polnischen Minderheit in der Zwischenkriegszeit und selbstverständlich auf die herrschende sozialistische Ideologie. Sie war hauptsächlich im Kulturverein »Pojezierze« (Seenplatte) versammelt, der in den sechziger Jahren in der gesamten Wojewodschaft seine Zweigstellen eröffnete. Die Leistungen von »Pojezierze« (Zeitschriften, ein Verlag, Museen, Schlösser, Aktionen, Ortsgruppen) – darunter ein erstes Sich-Öffnen für »fortschrittliche« Gestalten der deutschen Kultur aus jener Region, wie Ernst Wiechert oder Johann Gottfried Herder – wurden, auch wenn sie stark von der Kulturpolitik der kommunistischen Machthaber abhingen, zum Nährboden für eine neue Generation von Kulturschaffenden. Denn es musste in diesen kolonisierten Gebieten eine neue, eine bereits einheimische Generation heranwachsen, damit der höchst wichtige Prozess der territorialen, kulturellen und mentalen Identifikation mit der Wohngegend einsetzen konnte.

### 3

Das Unglück des Krieges war bei uns allen zuhause tatsächlich stets gegenwärtig, es war unser Trauma, das in unserer Generation auf merkwürdige Weise bis heute widerklingt (aus diesem Grunde sind wir wachsam und skeptisch, wenn auch offen für den Dialog und für das Verstehen anderer Menschen und Völker). Nach 1989 verwandelte sich dieses Trauma glücklicherweise in eine Suche nach dem europäischen (auch dem deutschen) Erbe sowie der entsprechenden Tradition in den Gebieten, die Polen nach dem Sieg der Alliierten 1945 zugesprochen worden waren. Diese Gebiete waren für unsere Eltern eine Übergangslösung, etwas Provisorisches und Fremdes, für uns aber bereits heimatlich, vertraut, unser Eigen. Ich gehörte und gehöre zweifellos zur Jalta-Generation, die ihre Geburtsgegend zurückgewonnen hat: im emotionalen, biografischen, kulturellen und nationalen Sinne. Der Begriff »Jalta-Generation« ist eine treffende Bezeichnung für die gebildeten und schöpferisch tätigen Menschen, die in den fünfziger Jahren in Breslau, Jelenia Góra (Hirschberg), Landsberg an der Warthe, Stettin, Słupsk

(Stolp), Danzig, Elbląg (Elbing), Allenstein oder Ełk (Lyck) geboren wurden. Ihre Eltern waren vom Krieg und der neuen politischen Ordnung eingeschüchtert, doch sie wurden in ihren Geburtsgegenden heimisch und eigneten sie sich an. Sie verwarfen die nostalgische Sehnsucht ihrer Eltern nach den verlorenen Kresy im Osten und erlebten die Entstehung des demokratischen Polens (um das sie mehr oder weniger aktiv gekämpft hatten, indem sie an verschiedenen Bewegungen der Gegen- und Alternativkultur teilnahmen, die der offiziellen Kultur und sozialistischen Moral der siebziger und achtziger Jahre zuwiderliefen – es handelt sich also nicht allein, wenn auch natürlich in erster Linie, um die »Solidarność«). Ziemlich frühzeitig hatten sie begonnen, sich für die multiethnische und multikulturelle Tradition ihrer neuen Heimat zu interessieren (eine Tradition, die nicht nur deutsch, sondern auch preußisch, tschechisch, masurisch, schlesisch, pommerisch, kaschubisch, ermländisch, litauisch oder sogar ukrainisch war); sie hatten sie – zunächst für sich selbst – entdeckt und beschlossen, sich aktiv in den Prozess der polnisch-deutschen oder polnisch-ukrainischen Versöhnung einzuschalten: in den Prozess der Wiedergewinnung einer vollen, nicht auf Lügen beruhenden lokalen, nationalen und patriotischen Identität mit der Perspektive, das geteilte Europa zu verbinden. Daher gründeten wir 1990, gleich nach dem Fall des Kommunismus, in Allenstein den demokratischen Verein Wspólnota Kulturowa (Kulturgesellschaft) »Borussia«, dessen (weder deutscher noch polnischer, sondern lateinischer) Name unideologisch, anationalistisch gemeint war und sich auf unsere Region Ermland und Masuren als auf einen Teil Europas bezog, in dem das über Jahre hinweg durch Lügen entstellte und verborgene Erbe, das wir vorgefunden hatten, uns zur Schaffung einer offenen Gesellschaft und eines kulturellen Dialogs diene. Dank der friedlichen antitotalitären Revolution konnten wir zum ersten Mal ohne Ressentiments, aber auch ohne auf einen edlen Patriotismus zu verzichten, die fremde Vergangenheit und Tradition achten, denn wir wollten die besten Elemente aus ihr entnehmen: alles, was Menschen verbindet und zur Demokratie, zum friedlichen Miteinander sowie zum Dialog der Kulturen erzieht. Es ist unnötig, eigens hervorzuheben, dass wir eine offene, Menschen und Völker verbindende Tradition suchten, die auf historischer Wahrheit beruhte, nicht aber auf einem sorglosen und naiven Hervorholen des gesamten überkommenen (ostpreußisch-deutschen) Erbes. Das war unsere heroische Epoche, die sicherlich gerade zu Ende geht. Da wir »später geboren« waren als die mit dem kommunistischen Regime verbundenen »Pojezierze«-Funktionäre, erlebten wir die Zeiten, die uns die erhoffte Freiheit und Demokratie schenkten, und nahmen selbst Anteil an der großen Transformation Ostmitteleuropas. Wir haben diese Chance genutzt. Wir haben aus dem Nichts eine historische und literarische Zeitschrift, einen Verlag, ein europäisches Volontariat, ein Jugendbildungszentrum und eine Bürgerbewegung geschaffen.

In den neunziger Jahren fanden unsere literarischen Altersgenossen aus Danzig in Günter Grass ein europäisches, ein deutsch-polnisches Ideal, das zum Symbol ihrer Suche nach der tieferen, da multinationalen, Tradition der kosmopolitischen Stadt Danzig wurde. Unsere Gegend, das ehemalige Preußenland, wurde als idyllisch, peripher und konservativ angesehen – obwohl hier, unweit des damals ganz kleinen Allensteins, der große Philosoph der europäischen, humanistischen Aufklärung Immanuel Kant geboren wurde und lebte. Grass sprach sich für die deutsch-polnische Versöhnung aus und

zeigte sich oft in Danzig, der Wiege der antikommunistischen Revolution. Ernst Wiechert, ein aus Ostpreußen stammender, verhältnismäßig früh ins Polnische übersetzter Schriftsteller, übte einen starken Einfluss auf einige Allensteiner Literaten aus, die auf der Suche nach Vorbildern für die Schaffung einer Mythologie und Magie des Lokalen waren. Er beschrieb das verlorene Arkadien seiner masurischen Kindheit, die – um ehrlich zu sein – die Schöpfung eines national gesinnten, wenn auch edlen, durch das 19. Jahrhundert geprägten Geistes war. Siegfried Lenz spielte als masurisch-deutscher Autor des *Heimatmuseums* leider nicht dieselbe Rolle eines »Öffners der Herzen und Geister« wie Grass gegenüber der polnischen Elite in Danzig. Lenz blieb für das polnische Masuren ein großer Abwesender. Darüber hinaus erschien er uns als zu wenig rebellisch in seiner Darstellung provinzieller ostpreußischer Peripetien. Ich persönlich schätzte ihn mehr als den Autor der *Deutschstunde*, einer Abrechnung von hohem moralischem Wert. In Allenstein selbst aber fanden wir keinen deutschen Autor, auf dessen Ethos wir uns als auf eine Autorität universaler und humanistischer Werte hätten berufen können. Umso weniger fanden wir entsprechende Gestalten in unserer Nähe, dem literarisch-kulturellen Milieu des polnischen Nachkriegs-Allensteins. Allein im Ermland der Renaissance, unter der Herrschaft der polnischen Könige, tauchten große Namen von Intellektuellen und Geistlichen wie Marcin Kromer oder Johannes Dantiscus auf. Ich dagegen fand meine wichtigste geistige Stütze in dem vielschichtigen Werk des polnischen Nobelpreisträgers Czesław Miłosz, der die Thematik des Grenzgebietes mit dem Begriff »Heimatliches Europa«<sup>2</sup> umschrieb. Zudem habe ich viel von großen Amerikanern wie Whitman, Ginsberg, Frost oder Williams gelernt, die weder vor der Beschreibung des Konkreten noch vor dem Erzählen persönlicher und lokaler Geschichten Halt machten.

Natürlich lässt sich der städtische Ballungsraum des hanseatischen Danzigs nicht mit der peripheren, im Grenzgebiet gelegenen Junker- und Bauerngegend vergleichen, die Preußenland, Ostpreußen und schließlich Ermland und Masuren genannt wurde; doch nichtsdestoweniger begannen diese Gebiete, als sie im nach 1945 wiedergeborenen Polen vereint waren, einen Dialog darüber zu führen, ja sogar darin miteinander zu wetteifern, das überkommene deutsche und lokale (kaschubische, masurische, ermländische oder polnische) Erbe in eine neue, demokratische, offene Republik Polen umzugestalten, die nach Jahrhunderten nach Westeuropa zurückkehrte. Unser Allensteiner Vorschlag ging in zwei Richtungen: Atlantis des Nordens (Entdecken der vorher unbekanntem preußisch-deutschen Vergangenheit, Auswählen der wertvollen europäischen Tradition aus dieser und Verankern der lokalen Identität in ihr) sowie offener Regionalismus (Teilnahme am Leben der Region, d.h. der konkreten Örtlichkeit, bei gleichzeitigem Überschreiten der Grenzen und der lokalen Identitäten dank einer Ethik der nichtantagonistischen Identität).

2 Polnisch »Rodzina Europa«: Titel eines bekannten Buchs von Miłosz, das in deutscher Übersetzung als »West und Östliches Gelände« erschienen ist.

Der Vater meiner Mutter, Waclaw Sokólski, kam in der zweiten Hälfte des Jahres 1945 nach Allenstein. Das eigentliche kleine Zentrum lag in Trümmern, doch die weitere Stadtmitte sowie die Außenbezirke waren unversehrt. Er hatte den Zweiten Weltkrieg überlebt, indem er sich in masowischen Dörfern versteckt und dort das Schneiderhandwerk erlernt hatte. Nun bezog er ein Zimmer in einer Drei-Personen-Wohnung in einem gut erhaltenen Wohnhaus, das zum Stadtteil Zatora gehörte, der einst Arbeitern und niederen Beamten der ostpreußischen Stadt *Alenstein* als Quartier gedient hatte. In dieser Wohnung ließ sich eine Familie aus Wilna nieder und verließ sie nicht einmal dann, als im Spätsommer 1946 ihre übrigen Mitglieder in Allenstein erschienen: Zuzanna Sokólska, meine zukünftige Mutter, sowie meine Großmutter Antonina. Nach einer beinahe sechsjährigen Verbannung ins Innere der Sowjetunion – wo sie selbst mehrmals dem Tode nahe gewesen und andere Familienangehörige gestorben waren – kehrten diese beiden Frauen nach Polen zurück: nach Polen, doch nicht in ihre Heimatgegend, die in jenem Teil des verlorenen Wilnaer Landes lag, den Stalin nach der Eroberung im Herbst 1939 »als edle Geste« dem sozialistischen Weißrussland »geschenkt« hatte. Meine Großeltern und meine Mutter trauerten ihrem Besitz nicht sonderlich nach, denn im Wilnaer Land waren sie Militärkolonisten gewesen und hatten keine Zeit gehabt, dort allzu tiefe Wurzeln zu schlagen. Mein Großvater, Unteroffizier im gewonnenen Krieg gegen die Bolschewiken von 1920, hatte als Belohnung für seine Tapferkeit Ackerland an der Ostgrenze erhalten, das er so lange bearbeitete, bis er zum Offizier befördert wurde und nach Warschau umzog. Als die Zweite Republik, und damit seine Welt, zusammenbrach – denn er war ein treuer und disziplinierter Anhänger Marschall Piłsudskis aus dessen Legion –, fuhr er ins ehemalige Ostpreußen davon, um nach Möglichkeit unterzutauchen und ein anonymes Leben zu führen. Viele taten es ihm gleich: Sie verließen ihre Heimat, um Anschrift, Namen, Beruf und Bekanntenkreis zu ändern. Die ehemals deutschen Gebiete galten als Wilder Westen, Leute aus Zentralpolen fuhrten dorthin, um zu plündern, um Informationen zu sammeln oder um sich auf Kosten der zurückgebliebenen, verschreckten Deutschen und sogenannten masurischen Autochthonen – doch ebenfalls auf Kosten der friedlich gesinnten, ihrer Heimat beraubten ersten Siedler aus dem Osten – schnell zu bereichern. Die Menschen jedoch, von denen ich schreibe, waren aus politischen Gründen »verbrannt«: weil sie sich im Kampf auf die Seite der Londoner Regierung geschlagen hatten oder weil sie Patrioten waren, denen die von der Roten Armee gewaltsam eingeführte neue politische Ordnung fremd blieb. So nahm mein Großvater Waclaw also eine einfache Arbeit bei der Bahn an, gab sich mit einem Zimmer in einer Beutewohnung zufrieden und war dabei froh, am Leben zu sein, von den Kommunisten für seine Vorkriegsvergangenheit nicht ins Gefängnis gesteckt zu werden und seine Familie wiedergefunden zu haben, von der er seit 1939 nichts gehört hatte. Sein Sohn war leider nicht zurückgekehrt – er hatte 1944 in der polnischen Armee an der Westfront den Soldatentod erlitten.

Jadwiga Jaczewska, meine zukünftige Schwiegermutter, kam mit dem ersten organisierten Bahntransport aus den östlichen Kresy. (Damals bezeichnete man diese umgesiedelten Personen als »Repatrianten«.

nicht in ihre vertraute, eigene Heimat zurückkehrten, sondern zur Fahrt in ein ihnen unbekanntes Polen gezwungen wurden, das noch vor wenigen Wochen zum deutschen Feindstaat gehört hatte?) Man schrieb den 10. Mai 1945. Der Krieg war gerade zu Ende gegangen. Die Siedler aus dem ehemaligen Grenzstädtchen Sarna (heute Ukraine) wurden – wie die meisten Ankömmlinge aus dem Osten – im Stadtteil Zatora einquartiert, wo gut erhaltene Ein- und Mehrfamilienhäuser standen. Natürlich gab es Probleme mit fließendem Wasser, Elektrizität, Ernährung und Sicherheit, doch die Wohnungen und Häuschen, die die neuen Bewohner des ehemals deutschen Allensteins im Kreis Masuren erhielten, verblüfften die Polen durch ihren hohen Standard: Es gab Badezimmer, Toiletten, Kohleherde, Strom, Gärten und Keller. Da die Mehrzahl der Siedler aus Dörfern oder ganz kleinen Städten stammte und man in der Krisensituation nach dem Kriege irgendwie zurecht kommen musste, wurden in der Stadt (besonders in den Außenbezirken) noch über viele Jahre hinweg Schweine, Kühe, Hühner und Kaninchen gehalten und gezüchtet. Jahrelang hieß es spöttisch, das Dorf sei in die Stadt gezogen. In der Stadtteilkirche St. Joseph war in der Nähe des Altars noch das Blut des im Januar 1945 von Rotarmisten ermordeten Gemeindepfarrers zu sehen, dessen Leiche im Kellergewölbe gefunden wurde. Um den Altar herum standen Weihnachtsbäume – bereits vertrocknet und jämmerlich anzusehen. In einigen Wohnungen konnte man auf den Tischen noch Geschirr mit Essensresten finden, doch die deutschen Bewohner waren fort. Fast alle waren in letzter Minute hektisch vor der Roten Armee geflohen, nachdem die Hitlerregierung die Bevölkerung bis zum Schluss von der Flucht abgehalten und durch Informationen über eine erneute, diesmal siegreiche Offensive gegen die Russen betrogen hatte. Die Stadt war leer und gespenstisch.

## 5

Im Jahre 1939 zählte die Regierungsbezirkshauptstadt *Allenstein* etwa 50.000 Einwohner. Sie war eine moderne deutsche Stadt, umgeben von polnischsprachigen, ermländischen Dörfern. Anfang 1946 wohnten 29.000 Einwohner in Olsztyn, vor allem polnische Siedler aus dem zerstörten Warschau und den verlorenen Kresy. 1953 zog die polnische Wojewodschaftsstadt Olsztyn an Einwohnern mit dem deutschen *Allenstein* von 1939 gleich. Die meisten Warschauer fuhren wieder fort, doch noch mehr dörfliche und kleinstädtische Kolonisten aus Zentral- und Ostpolen kamen in die Stadt. »Reine Deutsche« jedoch waren nicht mehr da. Die wenigen Deutschen, die nicht vor der Roten Armee geflohen waren, wurden fast alle bis Ende 1948 ausgesiedelt. Der erste, aus Alten, Frauen und Kindern bestehende Transport verließ die Stadt am 14. August 1946. Die autochthone, gebrochen polnisch sprechende Bevölkerung des ehemals deutschen Ermlands wurde auf Hochpolnisch »getrimmt«, wie im Übrigen die ganze Stadt und das gesamte eroberte Ostpreußen. Geändert wurden die Straßennamen (aus der Kaiserstraße wurde erst die Stalin-Straße, dann benannte man sie nach den Soldaten General Dąbrowski<sup>3</sup>, die Hindenburgstraße verwandelte sich in die Straße des 1. Mai) wie auch die deutschen Namen der autochthonen Schulkinder (Siegfried etwa hieß von nun an

3 Jan Henryk Dąbrowski (1755–1818): polnischer General, Freiheitskämpfer und Nationalheld.



Tadeusz); man zerstörte die Denkmäler, verschonte jedoch die Sockel und versah diese mit neuen, polnischen Monumenten. So wurde etwa das Standbild des lokalen deutschen Finanzfachmanns Schulze-Delitzsch bereits 1946 kostengünstig zu einem Denkmal der Helden des Ermlands und Masurens umgestaltet. Vor dem ersten Gymnasium der Stadt (von 1877), wo sich eine Bronzestatue Kaiser Wilhelms I. befand, stellte man nach der Zerstörung des vorherigen Denkmals eine Büste des romantischen Dichters Adam Mickiewicz auf das Piedestal. Zum Bau des Denkmals der Dankbarkeit für die Sowjetarmee wurden Platten aus dem demontierten Tannenbergdenkmal verwendet (das den Sieg Deutschlands über Russland im Ersten Weltkrieg verewigte). Dort, wo das Propagandadenkmal an den deutschen Abstimmungssieg über Polen im Plebiszit von 1920 erinnerte, errichteten die Polen nach dessen Zerstörung das Monument für die »Helden der Kämpfe um die nationale und soziale Befreiung des Ermlands und Masurens«. Im ehemals deutschen Theater – eröffnet am fünften Jahrestag der gewonnenen Volksabstimmung (1925) auf Anregung des unermüdlichen Max Worgitzki, der feierlich verkündete, in seinem Theater werde niemals das Schauspiel eines polnischen Autors gezeigt werden – fand bereits am 18. November 1945 die erste Premiere eines polnischen Stücks statt. Diese Bühne wurde nach Stefan Jaracz benannt, einem bekannten polnischen Theaterkünstler, der Häftling in Auschwitz gewesen war. Im Jahre 2005 wurden in Allenstein zum ersten Mal offiziell das achtzigjährige Jubiläum des Stadttheaters (mithin auch des deutschen) sowie das sechzigjährige Jubiläum der polnischen Bühne begangen. Das Masurische Regionalmuseum wurde im Herbst 1945 im Allensteiner Schloss eröffnet, am selben Ort, an dem seit 1921 ein ähnliches staatliches Ostpreußenmuseum seinen Sitz gehabt hatte. Dessen Hauptaufgabe war es gewesen, den deutschen Sieg in der Volksabstimmung populär darzustellen – die Aufgabe des polnischen Nachkriegsmuseums bestand darin, die Überzeugung unter das Volk zu bringen, das Ermland und Masuren seien von alters her polnisch gewesen. Zwei verschiedene, einander feindlich gesinnte Staaten, zwei zerstrittene Völker, dieselbe Stadt, dasselbe Schloss, zwei Museen, zwei Sprachen, zwei unterschiedliche Geschichten, dieselbe geografische und historische Region, derselbe Punkt auf der Karte. Ein typisches Los für Grenzgebiete wie das Elsass, Lothringen, Ostpreußen, das Sudetenland, Siebenbürgen ...

Auf diese Weise dienten sowohl deutsche als auch polnische Denkmäler und Institutionen – wie sie aus den nationalen, patriotischen oder propagandistischen Antrieben entsprangen, die damals als verbindlich galten und denen man als den einzig richtigen huldigte – als Symbole der Verbindung mit dem jeweiligen Mutterland: entweder dem deutschen oder dem polnischen. Und wir Kinder – unsere Generation, die gemäß der in der Volksrepublik Polen geltenden Geschichts- und Wirklichkeitsauffassung erzogen wurde und sie sich eifrig aneignete – nahmen regen Anteil an diesem Spektakel, in dem die emotionalen Strukturen des kollektiven Gedächtnisses und eine neue Identität geschaffen sowie die soziale und nationale Integration vorangetrieben wurden, denn wir glaubten an die uns vermittelten Wahrheiten, die von der familiären und nationalen Erfahrung des Zweiten Weltkriegs gestützt wurden. Ähnlich war es zur deutschen Zeit; in den dreißiger Jahren etwa ließ sich die junge Generation Ostpreußens schnell durch die radikale Nazi-propaganda »einwickeln«. »Inhaltlich« gab es jedoch einen ge-

waltigen Unterschied zwischen uns: Die (im Hinblick auf die Propagandaziele misslungene!) Indoktrinierung unserer Generation in den sechziger und siebziger Jahren hatte ihren Ursprung in Kriegsangst und diente der Verteidigung der »Errungenschaften des Sozialismus«; es ging ihr nicht darum, den Krieg zu verherrlichen und die Höherwertigkeit einer Rasse zu propagieren, um ein einheitliches (z.B. arisch-germanisches) Europa der Eroberer herbeizuführen (anders stellte sich die Sache in der Sowjetunion dar). Das 20. Jahrhundert entdeckte frühzeitig, dass eine entsprechend staatsfördernde Geschichtspolitik eine angemessene Gestaltung des materiellen und geistigen kollektiven Gedächtnisraums sowie der Kultur- und Naturlandschaft zur Voraussetzung hat. Mit besonderem Nachdruck wurde das Programm der Indoktrinierung, des Sättigens der Landschaft mit Bestandteilen des nationalen und ideologischen Erbes (von Friedhöfen über Denkmäler bis hin zur patriotischen Erziehung) sowie der einheitlichen Gestaltung der kollektiven Identität von den totalitären Systemen des Kommunismus und des Hitlerfaschismus verwirklicht. Dies hatte Folgen für das Schicksal des ostpreußischen *Allensteins* wie auch des ermländisch-polnischen Olsztyns.

Nach 1945 änderte sich ein weiteres Mal die offizielle Geschichte der Gegend namens Preußenland, Ostpreußen, Ermland und Masuren. Wer vor 1945 hier lebte, hieß zum Beispiel Gurck oder Chłosta, nach dem Krieg trug er den Namen Gurek und Chłosta. Diesen gesamten Prozess des Verschwindens und erneuten Auftauchens des ostpreußisch-deutschen Erbes – das infolge des vom Dritten Reich entfesselten Zweiten Weltkrieges verloren gegangen war – habe ich zu Beginn der neunziger Jahre als »Atlantis des Nordens« bezeichnet. Ein Sinnbild dieser schambesetzten, verborgenen und ausgelöschten Kultur war für mich ein spaßiger Hydrant in meiner Straße mit der deutschen Aufschrift »Magdeburg« auf dem Oberteil, oder auch der düstere Gullydeckel mit dem Namen »Allenstein«, der mich anfangs nicht an mein heimatliches Olsztyn denken ließ, doch die Vorstellungskraft des neugierigen Kindes, das ich war, in Richtung unbekannter Begriffe, Namen und Sprachen lenkte. Ich wusste also ursprünglich nicht, dass Magdeburg eine deutsche Stadt und *Allenstein* Olsztyn ist. Dieses Wissen erwarb ich erst gegen Ende der sechziger Jahre im Gymnasium, doch es rief keinen Schock bei mir hervor. Denn es gehörte zu dem Grundwissen, dass diese Gebiete den Polen nach dem, was die Deutschen ihnen angetan hatten, zu Recht gehörten. Diese Überzeugung habe ich nicht geändert und werde sie nicht ändern, obwohl ich der Meinung war und nach wie vor bin, dass der Platz Polens in der Europäischen Union an der Seite eines demokratischen, partnerschaftlichen und friedliebenden deutschen Staates ist. Darüber hinaus finde ich, dass die Länder, die das verbrecherische Dritte Reich besiegt haben – den Nazistaat aller Deutschen, nicht bloß weniger Nazis (wie man es in letzter Zeit nicht nur auf Treffen der Vertriebenenverbände hören und lesen kann) –, wirklich sehr milde verfahren sind mit Deutschland, das nach seinen apokalyptischen Verbrechen rasch zur Schaffung eines »anständigen Europas« zugelassen wurde. Bei dieser Entscheidung dürfte die Abkühlung der Beziehungen zwischen der Sowjetunion (schließlich auch ein Staat aus der »Achse des Bösen«) und den Alliierten eine Rolle gespielt haben.

Als im Jahre 1966 im kommunistischen (und folglich atheistischen) Polen das tausendjährige Bestehen des polnischen Staates mit großem Pomp begangen wurde (dabei war es der Jahrestag der Taufe, der Annahme des Christentums!), marschierten wir Kinder

in historischen und zeitgenössischen Verkleidungen durch die Straßen unserer kleinen Stadt. Wir marschierten als die Hoffnung unseres Volkes, als die erste nach dem Krieg geborene Generation. Die Zweite Republik hatte lediglich 21 Jahre lang Bestand gehabt (1918–1939). 1966 waren wieder 21 Jahre Frieden seit dem Ende des zweiten, noch schrecklicheren Krieges vergangen. Wir marschierten verkleidet als polnische und litauische Ritter, als Krankenschwestern, Ärzte und Bergleute. Wir gingen an verlassenem, ehemals deutschen evangelischen Friedhöfen vorbei, vorbei an einer Tribüne, auf der Vertreter der lokalen Obrigkeit standen, sicherlich zusammen mit irgendeinem besonderen Gast aus Warschau; doch sowohl die deutsche Vergangenheit wie auch die polnische Propagandagegenwart drangen kaum zu uns durch. *Wir* waren die Helden, unsere Jugend, Frische, Reinheit, unsere Zukunft. *Wir* waren hier zuhause. *Wir* waren diese tausend Jahre, und nicht jene Grenzen, Ideologien, Ressentiments, Genossen. Von dieser großen patriotischen Veranstaltung ist mir das Lächeln in Erinnerung geblieben, das mir ein Mädchen aus der zweiten Reihe schenkte. Natürlich erwies sich die Wirklichkeit mit der Zeit als komplizierter.

Im Jahre 1938 war Wanda Dąbrowska eine Schülerin des Mädchengymnasiums im polnischen Wilna und fuhr mit der ganzen Klasse im Rahmen eines Schüleraustauschs in die deutsche Stadt *Allenstein* in Ostpreußen. Wilna – die kulturelle und intellektuelle Hauptstadt des damals polnischen Wilnaer Landes, in der ein reiches Universitäts-, Kultur-, Bürger- und Gesellschaftsleben blühte, bekannt auch als jüdisches Jerusalem des Nordens – war mit jener kleinen Garnisons- und Beamten-Grenzstadt in Ostpreußen, auch wenn sie ebenfalls eine Regierungsbezirkshauptstadt war, gar nicht zu vergleichen. Und doch war es *Allenstein*, das seit Jahren über eine elektrische Straßenbahn sowie eine moderne städtische Wasserversorgung verfügte, und im Regionalmuseum erblickten die polnischen Schülerinnen landwirtschaftliche Geräte, die von polnischen und weißrussischen Bauern nach wie vor verwendet wurden. *Allenstein* versank nicht, wie Wilna, im Schlamm. Es war in der Tat die Stadt einer höheren materiellen Kultur, allerdings ohne Hochschulen, Künstlerkolonien und ein Geistesleben (dieses beschränkte sich vor allem auf Königsberg). Gegen Ende 1945 entschloss sich Wanda Dąbrowska, das heimatliche Wilna zu verlassen, das mittlerweile zur Hauptstadt des sozialistischen Litauens geworden war, eines Teils der siegreichen Sowjetunion. Ein Zug voller polnischer Umsiedler fuhr nach Westen und brachte sie in die ihr unbekannt Stadt Olsztyn. Wie gewaltig war ihre Überraschung, da sich das fremde Olsztyn als das sympathische deutsche *Allenstein* entpuppte, das sie vor einigen Jahren kennengelernt hatte! Jahre lang kam sie über den Verlust Wilnas nicht hinweg, obwohl sie sich bei der Schaffung eines kulturellen Lebens in ihrer neuen Stadt und in der neuen politischen Wirklichkeit engagierte. Jahre später begann sie, ihre Heimat zu besuchen, doch es gelang ihr nicht, ihren Kindern ein dauerhaftes Interesse an Wilna einzupflanzen; diese waren bereits in *Allenstein* geboren und sahen ihre Gegenwart und Zukunft in dieser Stadt, in dieser Heimat.

Meine Kindheit und Jugend verbrachte ich in der Allensteiner Kazimierz-Jagiellończyk-Straße, in einem eingeschossigen Sechsfamilienhaus, dessen sämtliche Bewohner – meine Bekannten oder Freunde – seit Jahren in Deutschland leben. Von den Soldaten der nahe gelegenen Garnison, die erst der deutschen und nun der polnischen Armee gute Dienste leistete, wurde ich als »Kreuzritter«<sup>4</sup> und »Preuße« beschimpft. Wenn mich jemand ärgerte, wehrte ich selbst mich mit »Du Schwabe!«<sup>5</sup>. Ich hörte die Leute ermländisch, masurisch, deutsch, wilnaisch und kurpisch<sup>6</sup> reden. Meine Großmutter Wiktoria aus der ländlichen masowischen Gegend von Łomża benutzte eine ähnliche Mundart wie die einheimischen Großmütter meiner Autochthonen-Freunde. Die polnische Familie, aus der ich stammte, war bescheiden, doch im Vergleich mit den einheimischen oder gemischten Familien (die aus benachbarten ermländischen Dörfern wie Pluski, Tomaszkowo oder Stawiguda stammten) repräsentierte sie ein etwas höheres Niveau, denn meine Eltern hatten die Oberschule abgeschlossen und verfügten über bessere Arbeitsstellen. Doch auf dem Hinterhof trennte uns nichts, abgesehen selbstverständlich von den natürlichen Unterschieden, die sich beim Fuß- und Schlagballspielen, Fahrradfahren, Schlittschuhlaufen, Eissegeln, Schwimmen und bei Mutproben zeigten. Was in meinen Augen ein Arkadien war, dauerte bis 1971, als nach dem Abschluss eines weiteren deutsch-polnischen Vertrags über die Familienzusammenführung die massenhafte Ausreise begann. Dank der offenen Persönlichkeit meiner Mutter, die »alle« kannte, und dank der Arbeit meines Vaters in kleinen Baugenossenschaften, die er mit Masuren und Ermländern gründete, hatte meine Familie sich schnell und gut in das (wie man sagte) »einheimische« Umfeld eingelebt. Dann nahm das alles ein Ende. Heute weiß ich mehr über diese »Nachkriegsgemeinschaft einfacher Menschen«, die weder einfach noch leicht war. Auf jeden Fall begann, meiner Erinnerung nach, das Ausreisen 1956. In diesem Jahr verließ Frau Maria, unsere nächste und freundlichste Nachbarin, das Land. In den sechziger Jahren reiste eine Familie, welche die hiesigen Schikanen nicht länger zu ertragen vermochte, sogar in die DDR aus: protestantische Masuren, die nicht einmal bei den katholischen Ermländern beliebt waren, obwohl diese doch auch zu den »ehemals Deutschen« gehörten. Dass die während der deutschen Zeit zur polnischen Minderheit zählenden und nach dem Krieg im sozialistischen Polen verbliebenen Masuren und Ermländer, die versuchten, sich an die neue staatliche und politische Ordnung anzupassen (»Wir sind von hier und leben in unserer Heimat«), sich wieder dem Deutschtum zuwandten, ist das traurige Verdienst der Polen sowie des in der Volksrepublik herrschenden undemokratischen Systems – darüber hinaus aber auch das Resultat langfristiger historischer Prozesse, die in Preußen in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts einsetzten (Industrialisierung der Randgebiete des Kaiserreichs,

- 4 Die Angehörigen des Deutschen Ordens gelten in Polen weithin als archetypische Vertreter des deutschen »Drangs nach Osten« und sind daher emotional stark negativ besetzt.
- 5 Die Bezeichnung »Schwabe« (*szwab*) kann im Polnischen als Schimpfwort für Deutsche generell verwendet werden und entspricht somit in etwa ihrem deutschen Pendant »Polacke«.
- 6 Dialekt der nordöstlich von Warschau gelegenen Region Kurpie.

Arbeitsemigration der armen Landbevölkerung Richtung Westen, Aufkommen nationalistischer Bewegungen).

Wie vieles hängt vom Zufall ab! Wie sehr ist eine Stadt in der Lage zu teilen, zu scheiden, zu prägen! Meine Frau verbrachte ihre gesamte Kindheit und Jugend im Zentrum Allensteins und traf dort weder jemals einen der einheimischen Deutschen (die allerdings auch wenig zahlreich waren und sich über viele Jahre hinweg »versteckten«) noch einen »polnischen Ermländer«. Ihre Familie verkehrte unter polnischen Siedlern aus den kresy, ihre Kameradinnen in Kindergarten und Schule stammten ebenfalls aus Siedlerfamilien. Wer war ich, wer waren meine Altersgenossen, als ich damals auf Allensteiner Hinterhöfen, Sportplätzen und Hügeln mit Kindern spielte, die ebenso aussahen wie ich, die ebenso wie ich stundenlang im Freien sich selbst überlassen wurden? Mit Jungen, die nicht nach Hause zurückkehren wollten, die Sauerampfer vom Bahndamm aßen, die Kohl und rote Rüben ausgruben, um weiter im Wald Schnitzeljagd spielen oder im See tauchen zu können, die unter dem aufregenden ersten Schnee ausharrten und auf Skiern die zugefrorenen heimischen Seen überquerten; die »Stadt, Land, Fluss« spielten und von denen niemand Deutscher sein wollte, selbst diejenigen nicht, die zu Hause von ihren Eltern Deutsch hörten. Mit ihrer Ausreise nach Deutschland ging einer meiner schönsten Mythen unter: der Mythos der gemeinsamen Kindheit in der Landschaft des Nordens. Jahre später, als ich nach Allenstein zurückkehrte, entstand in meiner schöpferischen Tätigkeit ein neuer privater Mythos: die Entdeckung der verlorenen Zeit und des verlorenen Ortes mit Hilfe von Dichterwort und Phantasie.

Ich sehe noch die Großmutter meiner im Parterre wohnenden Spielkameradin vor mir, die dick in ein Tuch eingewickelt irgendetwas in ermländischer Mundart sagt, sehe noch, wie Frau Tomaszewska im Morgenrock in das Geschäft läuft und der frisch frisierten Frau Reich lachend auf Deutsch Klatsch erzählt, wie das Allensteiner Radio sie besucht, um ihre ermländischen Erzählungen aufzuzeichnen. Diese Frauen waren einfache Menschen, wir alle waren einfache Menschen, die von Zeit zu Zeit die große Geschichte verschlang und als Kanonenfutter, als Emigranten, als stumme und willenlose Befehlsausführer zurückließ. Und so lebten wir Kinder in den fünfziger und sechziger Jahren gemeinsam im Glanz der nördlichen Sonne und verstanden wenig von der großen Geschichte, wussten nichts von den Flüchen und der Verzweiflung, mit denen die Erwachsenen lebten, und hatten kaum eine Ahnung davon, dass hinter unserem Rücken die verratene, bedrohliche Geschichte Polens, Deutschlands, Russlands, ganz Europas lauerte. Dass meine Hinterhofkameraden ebenfalls heldenhafte Väter hatten, erfuhr ich, während wir auf dem im Hof wachsenden Apfelbaum saßen. Jeder von uns erzählte, was sein Vater während des Krieges getan hatte, was für ein Held er gewesen, wie er verwundet worden war. All unsere Väter hatten sich großartig geschlagen – ein Wunder, dass sie nach all diesen tollkühnen Aktionen überhaupt noch lebten. Die Rollen unserer Väter passten hervorragend zu den patriotischen Filmen und Serien, die im Kino und im Fernsehen liefen; dieses hielt in den sechziger Jahren auch in unseren Wohnungen Einzug, etwa mit den Serien *Czterej pancerni i pies* (Vier Panzersoldaten und ein Hund) oder *Stawka większa niż życie* (Sekunden entscheiden). Die Wahrheit über uns, oder besser: die Wahrheit über unsere Eltern, war jedoch nicht gar so einheitlich. Der Vater eines guten Freundes – angeblich ein Held im Kampf gegen die Deutschen von Lenino

bis Berlin – stellte sich in Wirklichkeit als Wehrmachtssoldat heraus. Er hatte in Panzerverbänden an der Ostfront gekämpft, war verwundet worden und erst vier Jahre nach Kriegsende zu den Seinen zurückgekehrt. Der Mann unserer Polnischlehrerin hatte ebenfalls auf deutscher Seite gekämpft; als Pommer hatte er keine Wahl gehabt. 1944 geriet er im Westen in Kriegsgefangenschaft und schloss sich der polnischen Anders-Armee an. Mein Vater war ein blutjunger Partisan der Heimatarmee, im Sommer 1944 wurde er in einer Schlacht gegen die Deutschen schwer verwundet. In der Tat, der Krieg lastete auf uns, und noch mehr auf unseren Eltern, die vor Kindern und Fremden über ihre Vergangenheit nicht offen sprachen, wenn sie nicht mussten. Schließlich lebten wir bis 1956 in einem totalitären und ab 1956 in einem autoritären System, und die Polen in den Wiedergewonnenen Gebieten hatten – so wurde uns gesagt, so wurden wir belehrt – besonders patriotisch und deutschfeindlich zu sein. Haus-, Straßen- und Nachbarschaftsgemeinschaften zerfielen in den siebziger Jahren. Die Ausreisen wurden immer zahlreicher, neue Menschen nahmen den Platz der früheren ein. Die Ära des ideologisch strengen Generalsekretärs Gomułka ging in die nach Edward Gierek benannte Epoche über, der ein mehr technokratisch geprägter Kommunist war und Polen ein wenig in Richtung kapitalistische Welt öffnete.

Bis 1971 war mein Allenstein im Grunde ein Vorstadtviertel aus Vorkriegseinfamilienhäusern sowie kleinen, bereits von den Polen erbauten Sechsfamilienhäusern, die schön inmitten zahlreicher Beete, Obstbäume und Kleingärten lagen. Es war die mir vertraute Gegend vor der Stadt mit den nahe gelegenen Seen und Wäldern. Es waren die Hauptbibliothek in der winzigen Altstadt, der Dom, meine Busfahrten zum anderen Ende der Stadt in den Stadtteil Zatora, wo sich – angrenzend an einen allmählich verschwindenden, ehemals deutschen Friedhof – mein Gymnasium befand. Dort lebte meine Oma Antosia ganz alleine (sie hatte ihren Junkers-Kohleherd nicht weggeworfen und versteckte vor ihrem Tod überall Brot, da sie Angst hatte, die Sowjets würden zurückkommen, und mit ihnen der Hunger). Ich war ein begeisterter Leser von allerlei geisteswissenschaftlichen Büchern (angefangen bei Beschreibungen geografischer Entdeckungen bis hin zur Geschichte des Zweiten Weltkriegs) und verbrachte leidenschaftlich gern Zeit mit meinen Freunden beim Fußball und anderen Spielen, beim Wasser- und beim Wintersport. Und plötzlich stellte sich heraus, dass ich 18 Jahre alt bin, dass ich Gedichte schreibe, dass es an der Zeit ist, ein Studienfach zu wählen und das damals bereits 100.000 Einwohner zählende, infolge der ersten Industrieansiedlungen wachsende Allenstein zu verlassen. Als ich nach sechs Jahren zurückkehrte, waren meine Freunde und Nachbarn nicht mehr da – sie hatten sich bereits an das Leben in ihrer neuen Heimat, der Bundesrepublik Deutschland, angepasst.

Mein Allenstein war meine Stadt, unsere polnische Stadt, vor allem aber die Stadt meiner Kindheit, zu der man stets wie zu einem verlorenen Arkadien zurückkehrt, selbst wenn man inzwischen weiß, dass es dieses Arkadien eigentlich gar nicht gegeben hat. Was mich bereichert hat, war gerade diese »Mischlingsgemeinschaft«, zu der wir Nachfahren von Polen, Deutschen, Masuren, Ermländern und Ukrainern als Kinder gehörten, denen bestimmt war, unter dem einsamen Himmel des Nordens aufzuwachsen, im Schatten des Schweigens unserer Eltern, die den Krieg überstanden hatten, aber nun von Erinnerungen und von den Mühen des Alltags gequält wurden.

Mein Allenstein ist also meine frühe Kindheit – die kleine, westliche Vorstadt mit Blick auf den See, auf den Wald, auf Gärten, Wolken, Wiesen und Parks; mit Spaß unter freiem Himmel, in einer Zeit, als den Erwachsenen nichts erlaubt war. Ich bin nie ganz ein Großstadtmensch geworden, obwohl ich lange in Warschau und vorübergehend auch in anderen Großstädten wie Krakau, Wien, Berlin oder Paris gewohnt habe. Meine Kindheit, das ist auch meine erste Begegnung mit der Geschichte durch die Erzählungen meiner Familie über die Kriegsleiden und über verwickelte Menschenschicksale, das sind wunderliche, verrückte Menschen, die infolge des Krieges »nicht mehr richtig im Kopf« sind, das sind Nachbarn, die – wenn auch heimlich – in einer anderen Sprache sprechen (auf deutsch oder in Dialekten). Allenstein, das ist meine bis heute wichtigste geschichtsphilosophische und metaphysische Frage: Woher kommt und welchen Sinn hat das Böse und das Leiden? Gibt es Gott oder gibt es ihn nicht? Das sind die ersten Zustände der Konzentration, der Erleuchtung (aus Anlass des ersten Schnees und des ersten Liebesbegehrens), das sind Jahre brüderlicher Freundschaft.

Von 1977, als ich nach dem Studium zurückkehrte und in die Erwachsenenwelt eintrat, bis 1989 erschien mir Allenstein als ein düsteres Gefängnis. Einsamkeit, Unverständnis, Kämpfe mit mir selbst, uninteressante kleine Arbeitsstellen, die Niederlage der »Solidarność«, unablässige Selbstmordgedanken, doch auch die Gründung meiner Familie, Liebesbetörung, meine lieben Söhne, deren Entwicklung ich begleiten durfte, schließlich die Verbesserung der materiellen Situation und der Umzug in eine außerhalb gelegene Trabantenstadt. Die Depression und den Wunsch nach Emigration besiegte ich mit Hilfe meiner Frau, dank Radausflügen und Wanderungen in der Umgebung, und endlich dank neuer, freier Verse, in denen ich die Kontinuität des Lebens, die Kontinuität meiner Familie im 20. Jahrhundert sowie meinen Platz auf der Karte, im Leben und in einer Welt wiederfand, die mich kritisch gemacht hatte gegenüber jeder Religion, jeder Ideologie, jeder kollektiven Verdummung. Ich erschuf in mir den starken, aber weltoffenen Individualismus eines kritischen Freidenkers.

Im Jahre 1990 hat der interessanteste, kreativste, verantwortungsvollste Abschnitt meines Lebens begonnen und dauert bis heute an. Meine Arbeit für und innerhalb der »Borussia« im Interesse der Versöhnung zwischen Nachbarvölkern und im Interesse der historischen Wahrheit über meine Region und Polen, meine ehrenamtliche Tätigkeit für die Demokratisierung unseres Lebens sowie meine Kulturarbeit – all das hat, in Verbindung mit meinem literarischen Schaffen, dessen Programm ich erst »Metaphysik des Ortes«, dann »Weltologie« genannt habe (weder Theologie noch Ideologie, sondern die Öffnung durch den Menschen/den Anderen auf die Welt), bewirkt, dass der Begriff »Provinz« seinen Schrecken für mich verloren hat. Provinz – das ist nicht die Peripherie, das sind nicht abgelegene Orte, sondern das ist ein Bewusstseins-, ein Geisteszustand. Man kann in Allenstein, in Stettin, in Lublin, in Quimper oder in Regensburg leben und im Interesse einer offenen Welt des Herzens, des Geistes und der Kultur wirken. Als ich Ende 1977 gezwungenermaßen nach Allenstein zurückkehrte, hätte ich nicht gedacht, dass ich das Leben in meiner Heimatstadt einmal so hoch einschätzen würde. Wessen Verdienst ist das? Ausschließlich meines? Dasjenige der

großen Geschichte? Alles greift ineinander, hängt zusammen, hilft. Natürlich im Rahmen des Möglichen.

Es ist gut, dass Alleinstein mittlerweile 180.000 Einwohner zählt, dass es eine Universität und zahlreiche andere Bildungseinrichtungen besitzt, dass es Schriftsteller und Künstler gibt, auf welche die patriotisch eingestellte lokale Selbstverwaltung so stolz ist. Natürlich ist es gut, dass Alleinstein sich unter kulturellem Aspekt schnell und radikal wandelt. Es ist dies das Verdienst der Demokratie, des Rechts auf Eigentum, des freien Marktes sowie der großen Unternehmungslust seiner Bewohner und seiner Selbstverwaltung. Doch da ist noch etwas, etwas weniger Greifbares, das sich in keiner Statistik erfassen und zeigen lässt. Denn es gibt in Polen Städte, die wesentlich größer und wichtiger für das Land sind – wie etwa Thorn, Stettin, Białystok oder Bydgoszcz (Bromberg) –, doch gerade Alleinstein bringt immer wieder eine besonders schöne, energische, radikale künstlerisch-intellektuelle Regionalszene hervor. Wie ist das zu erklären? Durch den *Genius loci*? Durch die Vermischung von Völkern, Gesellschaften und Sitten? Durch die Multikulturalität, die hier ihren Ausdruck findet? Durch die stärkere Präsenz junger Menschen? Doch ich will nicht übertreiben: Mein Allenstein ist weit vom Ideal entfernt; vor ganz Kurzem noch war es eine Stadt durchschnittlicher und gleichgültiger Menschen. So kommt es auch, dass die Jungen nach wie vor auf der Suche nach einer interessanteren und besser bezahlten Arbeit von hier fliehen. Ich kann nur von mir und für mich sprechen. Meine Söhne sind äußerst pragmatisch und leben sehr bewusst. Allenstein reicht ihnen nicht. Sie kennen meine Meinung: Entscheidend ist, wie menschlich der Pole, nicht wie polnisch der Mensch ist.

Mein Leben in Allenstein war auch nicht ideal, und doch sagt mir irgendetwas, dass ich gerade hier, unter diesem nördlichen Himmel, das richtige Leben lebe und mit einem guten Gewissen abschließen werde. Dabei hätte es ganz anders kommen können; es sah ja anfangs schlecht genug aus. Ferner – nichts ist sicher und nichts ist für ewig in unserer interessanten, aber auch dramatischen Zeit radikaler Umbrüche.

*Aus dem Polnischen von Sven Sellmer*